



ASTRID DEHE
ACHIM ENGSTLER

*Unter
Schwalbenzinnen*



FLORENZ, FRÜHLING 1442

ROMAN — STEIDL

ASTRID DEHE
ACHIM ENGSTLER

*Unter
Schwalbenzinnen*



FLORENZ, FRÜHLING 1442

ROMAN — STEIDL

Endlich hörte er den Alten kommen. Seine Kutte streifte den Vorhang des Verschlags, in dem Matteo stand, eng an die Wand geschmiegt, nichts als ein schlanker Schatten.

Fra Ludo schlurfte vorbei, im Gespräch mit sich selbst, schnaufend, stöhnend, als müsste nun, nachdem der letzte Benutzer die Bibliothek von San Marco verlassen hatte, das letzte Buch wieder an seinen Platz geräumt war, der Unmut des ganzen Tages heraus. Denn so pflichtbewusst der Greis mit den Manuskripten umging, die Cosimo de' Medici in seine Obhut gegeben hatte, so sehr misstraute er ihren heidnischen Autoren und denen, die sie wiederbeleben wollten.

Die Tür schlug zu. Mit ihr fiel Matteos florentinisches Leben ins Schloss. Er musste fort, zuvor aber verbergen, was er mit sich trug. Hier, in der Bibliothek.

Fra Ludo war jetzt auf der Treppe, suchte im Halbdunkel das Geländer, um nicht zu stürzen.

Geh, Alter, geh, hinunter in den Hof, durch den Kreuzgang, in deine Zelle, leg dich auf den Strohsack. Dein Körper ist müde, zerbetet und zerglaubt wie dein Geist. Dich zum unwissenden Hüter meines Schatzes zu machen, wird leicht sein.

Ich muss fort. Sobald die Stadttore am Morgen geöffnet werden, verlasse ich Florenz. Wohin ich gehe? Wer weiß. Vielleicht suche ich die Burg, von der Evelina geträumt hat, die mit Zinnen wie Schwalbenschwänzen. Verliere mich in der Ebene, die sich vor ihren weit ausschwingenden Mauern erstreckt, endlos und leer.

DIE SONNE STAND SCHON TIEF, als Matteo die Piazza della Signoria überquerte. Im scharfen Schatten des Palazzo Vecchio drängte sich ein Tross Reiter, stolze Pferde, mit goldenen Schärpen geschmückt, stolze Männer, blaugrün uniformiert, prächtige Federbüsche auf den Hüten, deren breite Krempe die Mienen verdunkelten. Ihre nachtblauen Umhänge, in weiten Falten über die Rücken der Pferde gebreitet, waren mit einem Wappen bestickt, dem herrischen Turm einer Burg, von Lorbeer umrankt, darüber, in die Wolken ragend, ein goldenes C, das Lanzen kreuzten.

Die Reiter versperrten den Zugang zur Via Vacchereccia, sodass sich hinter ihnen Menschen, Karren und Packpferde stauten. Halblaute Flüche waren zu hören, ein Mutiger rief nach dem Kommandanten, er habe Mehl auszuliefern, wolle man ihn etwa warten lassen, bis es verdorben sei? Bewegt euch! Los, los! Madonna mia, hier kommt keiner vor und zurück!

Matteo, biegsam wie eine Gerte, hochgewachsen, drückte sich trotzdem ins Getümmel. Ein Umweg, aber er liebte es, durch den Chiasso dei Baroncelli zu gehen, eine alte Gasse, die nach wenigen Metern so eng wurde, dass kaum zwei Männer nebeneinander Platz hatten, und in der gemauerte Bögen die brüchigen Häuser ebenso stützten wie auf Abstand hielten. Hob man den Kopf, neigten die Giebel sich einander zu, als ließen sie die Trennung nur unten gelten, in Bodennähe, um sich oben desto freier zu berühren. Dem flüchtigen Blick boten beide Seiten der Gasse kaum einen Unterschied. So sehr ähnelten sich die Fassaden der Häuser, dass eine das Abbild der anderen zu sein schien und die Frage, welche denn nun Kopie, welche das Original sei,

verwirren konnte. Matteo hatte sich entschieden, die rechte Seite des Chiasso als Original zu betrachten; sie roch älter, strenger, und ihre Steine trugen, sah man genauer hin, die tieferen Spuren.

Gäbe es eine Zunft der Kopisten in Florenz, dies wäre ihre Gasse. Hinter den verzogenen Türen und schmalen Fenstern reihte sich Schreibstube an Schreibstube, stapelten sich auf schlichten Pulten Lagen von Pergamenten, daneben Federn, Tintenfass, Sandbüchse und Schwämme. Hier, stellte Matteo sich vor, wäre auch sein Platz. Der richtige Ort für den Sohn des Weinhändlers aus Pistoia, den entflohenen Tuchmacherlehrling, der nach drei verlorenen, verdorbenen Jahren im Contado, dem gesetzlosen Umland von Florenz, in die Stadt zurückgekehrt und schließlich durch einen Zufall Kopist geworden war. Der jedes Manuskript, das man ihm vorlegte, nachzuschreiben vermochte, der die Hand des anderen Schreibers fühlte, wenn er ansetzte, die Schwünge, die Bögen, das Tempo, den Druck der fremden Finger empfand, als wären es seine. Dennoch blieben Matteos Nachschriften Kopien; ihnen fehlte, was die rechte Seite des Chiasso von seiner linken unterschied, dieses Ich-weiß-nicht-was, das eine Sache als Urbild ausweist und auch vom Geschicktesten nicht nachzuahmen ist.

Am Ende der Gasse hielt Matteo einen Moment lang inne, streckte die Arme aus, um, wie die gemauerten Bögen, die krummen Häuser zu stützen, sie auf Abstand zu halten, damit dieser Weg passierbar blieb, sie zugleich aber zu verbinden, durch seinen Körper, den Leib des Kopisten. Irgendwann würde er hier arbeiten. In seiner eigenen Bottega. Nicht mehr bei di Poggino in der Via delle Terme.

Vor dem Fenster von di Pogginos Bottega warteten Kunden, Dienstmädchen, Boten, aber auch zwei oder drei reichere Damen, die ihre Tinkturen und Salben selbst abholen oder in Auftrag geben wollten, sei es, weil sie ihren Angestellten nicht trauten, sei es, weil sie sich auf einen Schwatz mit Signora Carla freuten, deren Rat gesucht war, wenn es um das Bleichen der Haut ging, das Entfernen von Sommersprossen, oder wenn schwarzes florentinisches Haar in goldgelbe Locken verwandelt werden sollte.

Matteo ging durch das Tor, öffnete die Seitentür und betrat einen schmalen Gang, der den vorderen Bereich des Hauses mit dem Lager verband und zur Werkstatt führte, der Polverina. Der Gang war fensterlos, nur durch die halb geöffnete Tür des Verkaufsraums fiel ein wenig Licht herein, das den gestampften Boden sehen ließ und die schmutzigweiß gekalkten Wände. Merkwürdiger Kontrast zum penibel sauber gehaltenen Verkaufsbereich, wo man über mehrfach gebrannte Ziegelsteine lief, die Wände mit bunten Ornamenten bemalt waren und auf gemauerten Böcken polierte Eichenplatten lagen, die Unmengen Gefäße trugen, Gläser, Tiegel, Flaschen, Steinguttöpfe, Dosen aus Holz, Kästen aus silbernem Blech.

In der Polverina zerrieb der Altgeselle getrocknete Kräuter, die in Bündeln vor ihm von der Decke hingen. Rosmarin, Salbei, Pimpernell, Schellkraut, Zitronenkraut, Klee und ein Dutzend andere, die Matteo nicht zu benennen vermochte. Auf dem Tisch lagen zwei tote Nachtigallen, Büschel schwarzer Haare, Milchquarzbrocken und ein Klumpen Wachs, daneben standen Glaszylinder mit verschiedenen Flüssigkeiten, die eine mochte Krautsaft sein, die andere

gefiltertes Olivenöl, die dritte, von trübgelber Farbe – der Geselle schaute kurz auf, folgte Matteos Blick. »Möchtest du einen Schluck?« Matteo verzog das Gesicht, ging unwillkürlich einen Schritt zurück. »Aber du weißt, was das ist?« Wusste er nicht, wollte er nicht wissen. Was hier vermengt und verrührt wurde, hielt er sich lieber vom Leib. Schon die Vielzahl der Zutaten war ihm unheimlich. Kaum eine Arznei hatte weniger als vierzig oder fünfzig Ingredienzien, die Fiebersalbe, deren Rezept von Meister Frosino stammte, siebenundachtzig und Theriak, die Königin der Arzneien, sollte gar aus mehr als dreihundert Zutaten bestehen. Zu viel. Viel zu viel. Matteo reichten die zweiundzwanzig oder vierundzwanzig Zeichen der Alphabete, mit denen er umging. Alles ließ sich sagen damit und alles auch heilen.

Am zweiten Tisch mörserte ein Gehilfe kleine Brocken Malachit zu Pulver, das ein anderer nochmals siebte und auf eine Marmorplatte streute, wo es der Geselle, unter vorsichtiger Beigabe von Leinöl, zu einer leuchtend grünen Paste verstrich. Iacopo di Poggino, seiner grauen, überweiten Gewänder wegen Civetta, Eule, genannt, verdiente nämlich nicht nur gut mit Heil- und Schönheitsmitteln, er stellte auch Farben her, die Tafel- und Möbelmaler verwendeten. Und er war stolz darauf, Cartolaio zu sein, Papierhändler und Büchermacher. Wer die ausgeschmückte Kopie eines kostbaren Manuskripts besitzen wollte, der ging zu di Poggino. Civetta verfügte über das feinste Pergament, und es hatte sich herumgesprochen, dass er einen sehr talentierten Kopisten und einen nicht minder begabten Miniaturisten beschäftigte: Paolo Pucetto, Matteos Freund.

Dessen helle Stimme war schon in diesem Raum zu

hören, obwohl ein Lager, in dem Pergamente aufbewahrt, nachbearbeitet und geschnitten wurden, die Schreibstube von der Polverina trennte.

Wie üblich stritt Paolo, klein und wendig, mit dem großen, schwerfälligen Civetta, beklagte dessen Geiz und mangelndes Gespür, schwor bei der Heiligen Jungfrau, dass er gleich morgen kündigen werde, sollten die Arbeitsbedingungen sich nicht endlich zum Besseren wenden. »Ist das ein Tisch für einen Maler, Civetta? Hier, die Rillen, seht Ihr, wie tief sie sind? Ist das eine Platte, auf der ein Künstler arbeiten kann? Wo habt Ihr dieses Möbel her, bei einem Münzwechsler erstanden? Und das Gold, das Ihr kauft, ist schlecht, nicht fein genug geschlagen, wie oft habe ich Euch das gesagt. Es lässt sich nicht auftragen. Das O, an dem ich gerade male, sieht aus wie der Bauch einer Schwangeren! Bald wird sie gebären, die Marchesa di O, stellt Euch das vor, ein kleines o wird sie zur Welt bringen, das Mama! schreit, Mama! quer übers ganze Blatt. Wem wollt Ihr solch ein Werk verkaufen, Civetta? Wird man Euch nicht verlachen? Wird man nicht argwöhnen, ich, Paolo Puccetto, hätte mein Talent verloren, den göttlichen Funken der Illumination, der jeden Buchstaben zum Kosmos weitet? Warum bestellen sie denn ihre Bücher bei Euch, die Messer, die Maestri, die geistlichen Herren des Konzils? Eurer grauen Gewänder wegen? Nein, nein. Meine Illuminationen sind es, die sie wollen, strahlende Preziosen, die das Blatt beherrschen wie Cosimo de' Medici unsere Stadt, meine verschlungenen Blattwerke, hinter denen Burgen thronen und Drachen lauern, meine Ritter, deren Schwerter züngeln wie Schlangen, meine holden Frauen, mit deren Milde nur ihr Liebreiz konkurriert. Schafft mir einen ordentlichen Tisch, Civetta. Und schafft

mir Blattgold, das sich meinem Pinsel nicht verweigert. Sonst werde ich Euch verlassen müssen. Den jungen Herrn dort«, fügte er hinzu, als er Matteo bemerkte, der leise eingetreten war, »meinen hochgewachsenen Freund mit der schmalen Taille, den strahlend blauen Augen und dem kastanienbraun schimmernden, allerdings etwas zu langen Haar, werde ich mitnehmen. Wir sind eins, wie Ihr wisst. Nur über seinen Zeichen, den Strichen, die er aufs Blatt wirft und verbindet, kann meine Kunst sich erheben.«

Civetta, der Paolos Wortschwall wie immer stumm über sich hatte ergehen lassen, drehte den Kopf und musterte Matteo. »Du bist spät. Du hättest längst wieder hier sein sollen.«

»Einen Quaternio, habt Ihr gesagt. Sechzehn Seiten. Und sechzehn Seiten habe ich kopiert.«

»Dann arbeitest du zu langsam.«

»Dürfte ich den Text abschreiben, ginge es doppelt so schnell. Aber die Kopie soll ja aussehen wie das Original, eins zu eins, die Abstände der Zeichen, die Zahl der Wörter pro Zeile, der Zeilen pro Seite, alles soll stimmen. Und das kostet Zeit.«

»Du hast Zeit. Und du hast Ruhe dort in San Marco.«

»Ruhe? Seid Ihr schon einmal in der Bibliothek gewesen?«

»Man hört, sie sei groß und ruhig.«

»Der Saal ist groß, die Stube hier würde zwanzigmal hineinpassen. Angelegt wie ein Kirchenschiff, jeder hat sein eigenes Pult, Licht kommt von oben und von den Seiten, helles Licht, nicht solch eine Dämmerung wie hier.«

»Siehst du.«

»Ja, aber im Kloster wird noch gebaut! Säulen werden

eingezogen, Fensterlaibungen gemauert, Fußböden gefliest, Ihr könnt Euch den Lärm kaum vorstellen. Und da der Abt auf Reisen ist, wenden die Handwerker sich mit ihren Fragen an seinen Stellvertreter, Fra Ludo, den Mönch, der auch die Manuskripte verwaltet und austeilte. Ständig kommen die Männer in die Bibliothek. Ludo ist halbtaub, sie müssen schreien, damit er sie versteht. Ihre dauernden Fragen verwirren den Alten, er weiß nicht mehr, was er tut. Gestern hat er mir das falsche Manuskript gegeben, Seneca statt Ovid, und es dauerte lange, bis er den Ovid gefunden hatte. Sind die Handwerker endlich einmal still, weil sie neues Material holen oder in ihrem Verschlag sitzen und essen, höre ich den, der vor mir sitzt. Er stöhnt wie ein Träger unter seiner letzten Last. Und wenn er nicht stöhnt, murmelt er.«

»Er murmelt, Matti? Was?«

»Deutsch, glaube ich.«

»Da gibt es deutsche Manuskripte?«

»Nein, er bearbeitet einen griechischen Text. Plutarch. Aber bevor er einen Satz abschreibt, übersetzt er ihn und murmelt die Übersetzung vor sich hin. Sein Griechisch ist nicht gut, dauernd fehlen ihm Wörter, dann ruft er Fra Ludo, der holt ein Buch, sie blättern darin, der Deutsche fragt, laut natürlich, Ludo versteht trotzdem nicht, weil das Toskanisch des Deutschen noch schlechter ist als sein Griechisch, und wenn Ludo schließlich verstanden und den Deutschen aufgeklärt hat, murmelt der wieder.«

»Ob da schreiende Maurer sind oder murmelnde Deutsche, geht mich nichts an. Der Auftrag muss fertig werden!« Civetta nahm die graue Mütze vom Kopf, fuhr sich durch die Haare, bis sie abstanden wie zwei zusätzliche Ohren, und begann, in klagendem Ton die Schwierigkeiten aufzuzählen,

in die Matteo ihn gebracht habe. Vier Tage sei der fort gewesen, die Sohnespflicht, er verstehe das, schließlich habe auch er am Sterbebett seines Vaters gesessen, der sich ans Leben klammerte wie ein Schiffbrüchiger an die Planke, dem heiligen Johannes habe er gelobt, ein großes Wachskreuz zu stiften, wenn der alte Mann endlich seinen Frieden mit der Welt machen und die Augen schließen würde, das Gelübde sei auch eingelöst worden, Matteo könne das Kreuz jederzeit anschauen, es hänge in Santi Apostoli, rechts neben dem Altar, kurz und gut, die Sohnespflicht, niemand habe mehr Verständnis dafür als er, Iacopo di Poggino, aber nun sei Matteos Vater tot und begraben, er ruhe in Frieden, und die vier Tage, die gebe ihm niemand zurück, den Auftraggeber, einen sehr wichtigen Herrn übrigens, habe er bereits beschwichtigen müsse, der dränge, der –

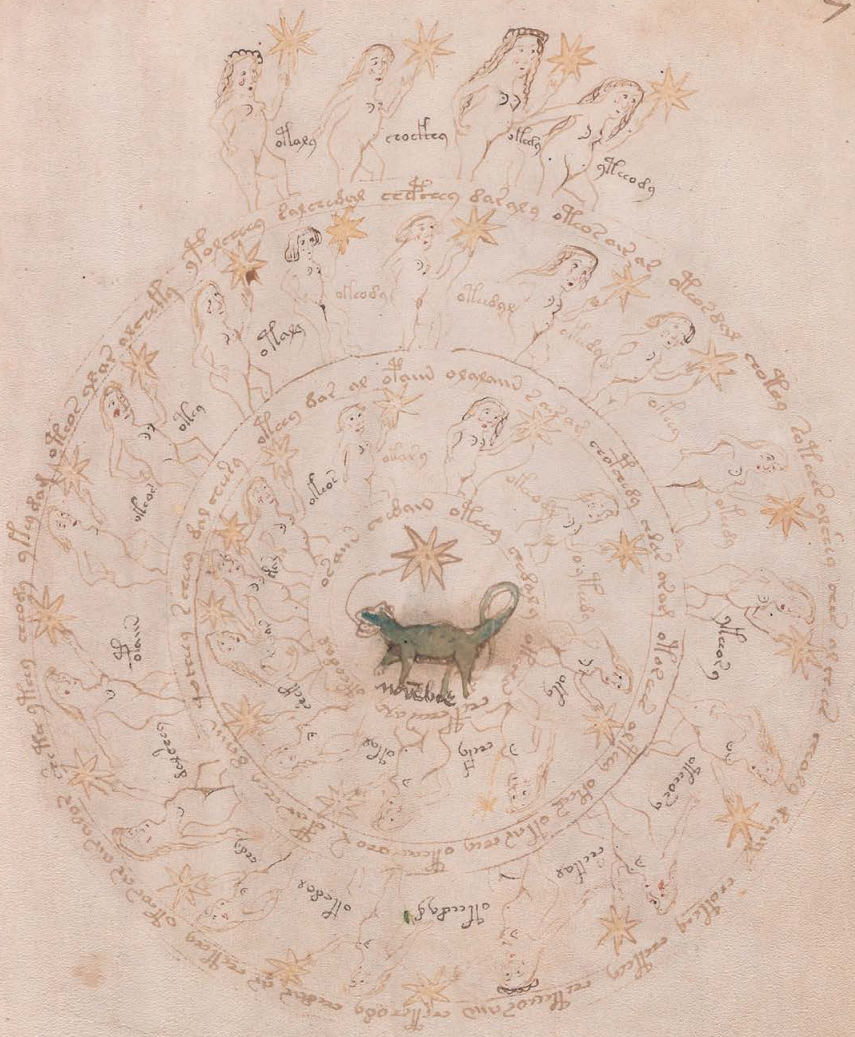
»Was willst du?«

Während Civettas Lamento hatte sich der Garzone in die Schreibstube geschlichen, ein Junge von neun oder zehn Jahren, der im Eingang stehen geblieben war und in der Nase bohrte.

»Was ist?«

»Ihr werdet von einem Signore verlangt, Signore.«

Civetta nickte, packte den Jungen im Nacken, schob ihn durch die Tür, drehte sich aber noch einmal um und stach mit dem Zeigefinger in Matteos Richtung: »Tu, was ich dir gesagt habe!«



„Nicht anders soll es sein im Zeichen des Skorpions. Aus seinem Maul flattert ein Band, daran wipfelt der Stern. Dreißig Sterne in Frauenhänden funkeln zurück.“